



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vorwürfe und Vorwände.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Vorwürfe und Vorwände.



erjenige würde sich selbst der Möglichkeit einer verständnisvollen Würdigung bedeutsamer Zeitfragen berauben, der sie nur von einseitigem Parteistandpunkte aus betrachten wollte; denn überall wird jeder der sich entgegenstehenden Standpunkte teilweise seine Berechtigung haben, und wer sich über die betreffende Sache auch nur einigermaßen ein eignes Urteil bilden will, der muß diese Gegensätze und ihre Begründung kennen und würdigen. So unterliegt es denn auch keinem Zweifel, daß der heutzutage so entschieden hervortretende Gegensatz gegen den Großgrundbesitz und gegen alle spezifisch agrarischen Anschauungen nicht lediglich durch Neid und Bosheit eingegeben, sondern zu einem gewissen Teile wohlbegründet ist, und daß man in dieser Sache nicht öffentlich Stellung nehmen kann, ohne dies anzuerkennen und den Gründen der heute so weitverbreiteten gegenagrarischen Anschauungen ihr Recht widerfahren zu lassen. Nur sollte man freilich billigerweise dieses Anerkenntnis auch auf Seiten der Gegner zu dem seinigen machen, und sollte auch dort nicht alles Licht auf der einen, allen Schatten auf der andern Seite zu finden behaupten; man sollte u. a. auch dies zugeben, daß manche der Anklagen und Forderungen, mit denen man gegen die „Agrarier,“ die „Sunter,“ die „Schnapsbarone“ und wie die schönen Bezeichnungen alle lauten, zu Felde zieht, eigentlich nur Vorwände zur Verdeckung eines tiefer liegenden Gegensatzes sind, bei dessen Aufdeckung man vielleicht, die Tagesströmung nicht in gleichem Maße auf seiner Seite haben würde.

Es wäre kleinlich, verkennen zu wollen, daß die gewaltige soziale und technische Entwicklung unsrer Zeit, wie sie nun einmal stattfindet und ohne Zweifel auch ihren Wert und ihre Berechtigung hat, in dem (zumal dem festgelegten) Großgrundbesitz ihren natürlichen Gegner erblickt und erblicken muß, und daß

sie hierbei nicht nur den allgemeinen Grund des innerlich notwendigen Kampfes zweier Weltanschauungen für sich hat, von denen sie die jüngere und insofern auch aussichtsvollere und besser berechnete ist, sondern daß von ihr in diesem Kampfe auch viele und gute Einzelgründe geltend gemacht werden können. Die Frage, ob nicht von der alten Weltanschauung manches erhalten und herübergenommen werden kann, muß allerdings mindestens eine offene bleiben; aber daß diese Anschauung sich als solche nicht aufrecht erhalten läßt, und in der That auch heute schon nur noch ruinenhaft vorhanden ist und mit jedem Jahre mehr in Trümmer sinkt, das läßt sich nicht nur vom Parteiz-, sondern auch von einem allgemeinen philosophischen Standpunkte aus als Thatsache bezeichnen, und damit gewinnt denn auch der Kampf gegen manche an das Alte sich knüpfenden Einzelercheinungen erst die richtige Beleuchtung. Sonderbar und peinlich ist es nur, daß man auch hier, wie so oft im öffentlichen Leben, nicht aufrichtig zu Werke geht, und sich nicht damit begnügt, zu sagen, was man will und warum man es will, sondern nach allerhand Vorwänden sucht, mit denen man die Sache der neuen Anschauung noch besser, die der alten noch schlechter machen will, so daß ein Kampf, der großartig und edel sein könnte, sich in so vielen Punkten in kleinliche, gehässige Zänkereien auflöst, bei denen der entscheidende Gesichtspunkt nur zu oft aus den Augen verloren wird. Schwer ansehbar würde es ja sein, wenn die Vertreter der neuen Anschauung etwa folgendermaßen sprächen: „In einer Zeit so ungeheuer erleichterten Verkehrs und verallgemeinerter Bildungsmittel wie der unsrigen, läßt sich nun einmal ein Standpunkt, der in der Scholle und in der Pflege gewohnheitsmäßiger Beziehungen der Menschen zu einander, sowie in dem Bestehen auf religiösen, sittlichen und staatlichen Begriffen wurzelt, die eben doch zu einem Teile überwunden sind, nicht aufrecht erhalten, und Leute, welche mit dem Bewußtsein erfüllt sind, daß sie gerade die Aufgabe dieser Aufrechterhaltung haben, müssen insofern als Feinde einer gesunden, zeitgemäßen Entwicklung betrachtet und behandelt werden, mögen auch ihre Beweggründe im einzelnen noch so achtbar, selbst edel sein. Besäßen diese Leute einen genialen Schwung, welcher es ermöglichte, die alten Ideen mit den neuen zu verschmelzen, so wäre das etwas andres, und es ließe sich dann eher über die Herübernahme mancher ihnen eigentümlichen Gesichtspunkte reden; aber im Gegenteil — durchgehend reicht die besondere Begabung dieses alten landsässigen Adels und der mit ihm auf gleicher Linie stehenden Rittergutsbesitzer gerade nur weit genug, um sie erkennen zu lassen, daß ihr im ganzen eben doch unhaltbarer Standpunkt teilweise berechtigt ist, und sie zur Aufhäufung aller Widerstandsmittel gegen die neue Entwicklung, die irgendwie aufzutreiben sind, sowie zur Aufsuchung und Gewinnung von Bundesgenossen (sei es auch der bedenklichsten Art) zu befähigen. Noch mehr: sie halten gerade den jetzigen Zeitpunkt für geeignet, um ihre Besonderheit aufs schärfste auszubilden, um den feinen Punkt ihrer Stellung zu der monarchischen Grundlage unsers Staatswesens aufs äußerste

zu betonen und zu schärfen, und um dabei zugleich manche Schattenseiten ihres Wesens, recht wie zum Hohne, in der rücksichtslosesten Weise zu entfalten. Um so unerlässlicher ist es, den hier obwaltenden Gegensatz als solchen zu erkennen und öffentlich festzustellen, und sich bewußt zu werden, daß dieser fremde Tropfen im Blute des modernen Staates früher oder später ausgetilgt werden muß, keinesfalls aber zu schonen oder gar zu begünstigen ist.“ Das wäre ein offenes und klares Wort und jedermann müßte anerkennen, daß daran viel Wahres sei, und noch mehr, worüber sich wenigstens reden läßt. Es bleibt ja richtig, daß dieser grundsätzliche Standpunkt gerade als solcher auch nicht unanfechtbar ist; denn bis jetzt fehlt auch nur der Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß die moderne Weltanschauung aussichtsvoll sei und in ihren Ergebnissen sich mehr und mehr zum Bessern kehre, und gerade auf denjenigen Gebieten scheinen diese Ergebnisse am zweifelhaftesten zu sein, wo die alte, von den grundsätzlichen Gegnern dieser Anschauung vertretene ihr am schärfsten gegenübersteht. Dennoch muß anerkannt werden, daß die, wenn auch vielleicht in manchen Punkten zu ändernde, moderne Anschauung in hohem Maße naturnotwendig ist, und daß die Vertreter des Alten ihr etwas ähnlich Geschlossenes nicht entgegenzustellen vermögen, schon darum nicht, weil der moderne Geist, wenn auch ihnen selbst unbewußt, auch in ihnen mächtig ist. Schwerlich ist also daran vorbeizukommen, daß Leute, deren ganzes Wesen in der alten, trümmerhaft noch unter uns aufragenden Anschauung wurzelt, für eine verlorne Sache kämpfen, in deren Untergang sie selbst mit hineingerissen werden müssen, und daß dieser Untergang durch die achtungswertesten im einzelnen von ihnen zu entfaltenden Eigenschaften kaum aufgehalten, geschweige denn verhindert werden kann, während obendrein leidigerweise bei dieser Klasse von Leuten auch solche Eigenschaften vorhanden sind, welche in hohem Maße darauf hinwirken, den Untergang der alten Weltanschauung zu beschleunigen. Nichts würde z. B. so sehr dazu beitragen, den Zusammenbruch hinauszuschieben, als sorgsame Wirtschaftlichkeit, aber mag auch mancher der Vorwürfe, die den Vertretern der alten Anschauung auf diesem Gebiete gemacht werden, übertrieben und dabei noch gehässig zugespitzt sein, daß auf diesem Gebiete ihre Stärke nicht liegt, kann unmöglich bestritten werden. Umso mehr fühlt man sich von unbefangnem Standpunkte immer wieder veranlaßt, zu fragen: „Warum begnügt man sich nicht mit Vorwürfen, die mit Recht erhoben werden können, sondern ruft in der Hitze des Hasses und der sozialen Feindschaft noch allerhand Annahmen und Behauptungen zu Hilfe, die wirklich nur als Vorwände bezeichnet werden können, und die mit Notwendigkeit trübend und verwirrend wirken, auch bei den Bekämpften das ohnehin vorhandene bittere Gefühl verstärken, es seien nur schlechte Mittel, mit denen man sie bekämpfe?“

Nehmen wir z. B. einen Punkt, der selbst in gemäßigten Blättern, ja sogar in solchen, die an und für sich der alten Anschauung näher stehen als der modernen, in neuester Zeit mehrfach geltend gemacht worden ist, und der dennoch

nur einen Vorwand darstellt, durch den man den gegenwärtigen Großgrundbesitz der Unfähigkeit überführen will; wir meinen die Beschwerde darüber, daß nicht in unsern östlichen Provinzen in ausgedehnterem Maße kolonisiert werde, und daß nicht die Großgrundbesitzer aus eignem Antriebe alles aufbieten, um einen recht zahlreichen Stand von Kleinbauern zu schaffen. Es ließe sich ja ein nicht schlechterdings unzulässiger Standpunkt denken, von dem aus ein Großgrundbesitzer die Erhaltung größerer und infolge dessen oft auch leistungsfähigerer Besitzungen für wichtiger halten könnte als die Schaffung vieler kleiner, oder von dem aus er es vor allem als seine Aufgabe bezeichnen könnte, den ererbten Besitz in ungeschmälertem Stande seiner Familie zu hinterlassen. Aber hier liegen die Dinge in Wirklichkeit so, daß zu derartigen Verteidigungsmitteln gar nicht gegriffen, sondern auf diesen ganzen Vorwurf oder vielmehr Tadelsvorwand einfach geantwortet werden kann, es gebe sicherlich im ganzen deutschen Nordosten nicht fünfzig Großgrundbesitzer, die nicht mit beiden Händen zugreifen würden, einen Teil ihrer Güter in kleine bäuerliche Besitzungen zu verwandeln, aber unmöglich könne den Großgrundbesitzern zugemutet werden, von sich aus die Bedingungen zu schaffen, die ein solches Vorgehen nur äußerlich ausführbar, geschweige denn zweckmäßig, sozial segensreich und wirtschaftlich gewinnbringend machen könnten. Man bedenke doch, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse ausgedehnter Landesteile nicht von der Willkür einzelner abhängen, sondern einen Organismus bilden, der sich vielleicht beeinflussen und selbst von Grund aus ändern läßt, aber dann doch nur mit den planmäßig und andauernd angewendeten Mitteln des Staates. Der Betrieb von Milchwirtschaft, der Bau von Gemüse u. ist abhängig von der in den vorhandenen Städten und Städtchen gegebenen Verbrauchsfähigkeit; daran vermag auch der größte unserer angeblichen „Latifundienbesitzer“ nichts zu ändern. Wäre es möglich, so ohne weiteres Handelsgewächse in ansehnlichem Umfange anzubauen, so würde dies ohne Zweifel der größere Besitzer selbst thun, und würde dies viel eher können, als ein neu angesiedelter Kleinbesitzer. Demnach bleibt kaum etwas andres übrig, als förmliche kleine Bauernstellen neu zu schaffen. Es mag sein, daß dies in sozialer Hinsicht ein Vorteil wäre, ob aber eine Mehrproduktion von Getreide, die man doch von einer intensiveren Bewirtschaftung durch Kleinbesitzer hofft und die auch wenigstens möglich ist, gerade in jetziger Zeit für unsre Landwirtschaft von großem Segen wäre, daran ist es immerhin erlaubt zu zweifeln. Vor allem aber: Wo sollten diese Kolonisten herkommen? Es ist ohne Zweifel im heutigen Deutschland eine gewisse Menge von Leuten vorhanden, die nach bäuerlichen Besitzungen Umschau halten, und es erscheint auch uns höchst erfreulich, daß diesen jetzt in den früher polnischen Landesteilen Gelegenheit dazu dargeboten wird; nun, da wird Platz gemacht, indem die bisherigen Besitzer ausgekauft werden. In Ostpreußen, Pommern u. kann, wie wir ohne weiteres überzeugt sind, auch Platz geschaffen werden, indem man die ländlichen Besitzungen verkleinert (wiewohl dies keine

Grenze hat, da in rauhem Klima und bei dürrer Sandboden manchmal ganz stattliche Terrains dazu gehören, um einen rationellen Wirtschaftsbetrieb nur überhaupt zu ermöglichen); finden sich nun da kauf lustige und kauf fähige Leute, so wird, wie wir schon andeuteten, vielleicht mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheiles starrer Aristokraten oder sehr fest an ihrem Familienbesitz hängender Leute, jeder Großgrundbesitzer von Herzen froh sein und wird mit tausend Freuden draußlos verkaufen, auch seine Hilfe zur Begründung von Gemeinden sehr gern gewähren, denn er steigert ja dadurch den Wert des ihm bleibenden Besitzes ungemein, er verbessert die Arbeiterverhältnisse, er hebt gesellschaftlich und wirtschaftlich die ganze Gegend, und mit den Preisen, die in Posen und Westpreußen erzielt werden, wird auch er wohl zufrieden sein. Aber wird dann noch ein Überschuß von Nachfrage bleiben? Und wird ohne unmittelbares Eingreifen der Regierung dieser Überschuß sich gerade nach Pommern, Ostpreußen u. s. w. wenden? Und wird die Regierung in ähnlicher Weise wie in Westpreußen und Posen ihren ganzen Verwaltungsorganismus in den Dienst eines solchen Unternehmens stellen? Wir nehmen es auf uns, im Namen des Großgrundbesitzes in den Nordostprovinzen die Versicherung zu geben, daß, wenn diese drei Fragen bejaht werden können, es an der eifrigsten und entgegenkommendsten Thätigkeit dieses Großgrundbesitzes für das neue Kolonisationsgebiet nicht fehlen soll! Aber ist es nicht unbillig, dem Großgrundbesitz etwas zuzumuten, wofür die Regierung eben jetzt unter außerordentlichen Umständen ihre ganze Kraft einsetzt, und ihn bitter zu tadeln, weil er nicht Hunderttausende von Kolonisten herbeizieht und ihnen Land anweist? „Bedenkt, was gehen und stehen mag!“ — Eins ist richtig: nach der Seite hin, die eignen Dienstleute zu kleinen Eigentümern und damit gleichsam zu Mitinteressenten des Gutsbetriebes zu machen, in der Weise, wie dies der verstorbene Neumann-Posegnik nicht ohne Erfolg versucht hat und wie es sich in den Gegenden mit deutscher Arbeiterbevölkerung auch vielfach wohl ausführen lassen wird, könnte mehr geschehen. Freilich ist dies auch unter den günstigsten Umständen eine schwierige Aufgabe, welche die ganze sittliche Kraft eines Mannes in Anspruch nimmt, und man kann schließlich unsern Großgrundbesitzern so wenig einen großen Vorwurf daraus machen, daß hier nicht mehr geleistet worden ist, als unsern Fabrikbesitzern daraus, daß sie nicht in Errichtung von Arbeiterhäusern, in Pflege der Arbeitergewinnbeteiligung u. große Leistungen aufzuweisen haben; gleichwohl muß anerkannt werden, daß hier etwas geschehen könnte und sollte und nur wenig geschehen ist. Dies bleibt ein gerechtfertigter Vorwurf; die Beschwerde über unterbliebene förmliche Kolonisation aber ist nur ein Vorwand, dessen die grundsätzliche Feindseligkeit gegen den Großgrundbesitz als solchen sich bedient.

Auf einem ganz ähnlichen Blatte stehen die Angriffe gegen die Fideikommissionen. Die Sache ist, darüber braucht man nicht zu streiten, bedenklich und nur in bescheidenem Umfange zulässig. Indessen fehlt es doch keineswegs so

ganz, wie man nach manchen feindseligen Auslassungen glauben sollte, an Gründen dafür. Ist überhaupt ein öffentliches Interesse dafür vorhanden, daß eine gewisse Anzahl großer Besitzungen erhalten bleibe und daß wenigstens in einer Anzahl von Fällen der enge, in langjährigem Erbgang gefestete Zusammenhang einer Familie (eine adliche braucht es ja durchaus nicht zu sein) mit dem Boden nicht nur bewahrt, sondern auch gesichert werde — und für diese beiden Punkte lassen sich doch starke Gründe ins Feld führen —, so sind die im einzelnen zu machenden Einwendungen untergeordneter Art. Selbst der jüngere Sohn oder der Bruder eines Majoratsherrn zu sein, ist noch ein beneidenswertes Schicksal, und es giebt Dinge, bei denen mit ungleich größerm Rechte von einer durch das Gesetz geheiligten Ungerechtigkeit gesprochen werden könnte, als bei einem Erb gange, der in großen Teilen Deutschlands Jahrtausende hindurch üblich und als selbstverständlich betrachtet gewesen ist. Wahr bleibt also nur, daß die Neubegründung von Fideikommissen nicht zu sehr erleichtert werden darf, und daß die Gesamtheit dieser Festlegungen nicht über ein bescheidenes Maß hinausgehen sollte. Diese beiden Bedingungen aber sind unsers Wissens erfüllt, die eine rechtlich, die andre thatsächlich. Für die nächsten Deszendenten muß gleiches Erbrecht gesichert sein, ehe ein Fideikommiß errichtet werden darf, und die Menge der fideikommissarisch festgelegten Güter ist doch selbst in Provinzen wie Ostpreußen nur beschränkt; sie dürfte hier sechs bis acht Prozent des Bodens betragen. Vielleicht ließe sich eine Grenze hierfür gesetzmäßig festhalten, und auch darüber, daß — da ja noch die zahlreichen Domänen und die ausgedehnten fiskalischen Waldungen und Seen, sowie die herzoglich anhaltischen und andre Güter an festgelegtem Boden hinzukommen — selbst diese sechs bis acht Prozent schon zu viel wären, ließe sich vielleicht streiten, aber jedenfalls ist die Frage, ob die ganze Sache grundsätzlich zu verwerfen sei, noch offen, und ein Übermaß oder eine Unzweckmäßigkeit der Bedingungen, unter denen sie zugelassen werden kann, müßte doch erst nachgewiesen werden. Der bloße gehässige Hinweis auf das Bestehen von Fideikommissen und deren angebliche Ungerechtigkeit stellt sich also im wesentlichen gleichfalls als bloßer Vorwand dar.

Bei dieser Gelegenheit möge auch ein Wort über die viel geschmähten, in Wirklichkeit bei uns kaum vorhandenen „Latifundien“ gesagt werden. In Ostpreußen, an welches man doch bei derartigen Hinweisen stets zuerst denkt, mag es Herrschaften von etwa einer Quadratmeile Größe zehn bis zwölf geben (die fünf großen Dohnaschen Herrschaften Schlobitten, Schlobien, Land, Bröckelwitz und Reichertswalde, dann Bestendorf, Gerdauen, Steinort, Sillginnen, Dönhofsstadt, Kautenburg und noch eine oder zwei andre), aber gerade diese Herrschaften sind anerkanntermaßen alle aufs beste angebaut und verwaltet, entsprechen also einer wesentlichen Voraussetzung für den Begriff „Latifundien“ durchaus nicht. Man kann kühn behaupten, daß zwar viele Güter durch Verkleinerung ertragreicher gemacht werden könnten, daß es aber Latifundien in dem üblichen Sinne in

Ostpreußen wenigstens nicht giebt; vielleicht in Schlesien und Posen, aber auch jedenfalls nur vereinzelt.

Noch mehr scheint uns die Eigenschaft, wesentlich ein bloßer Vorwand zu sein, zuzutreffen hinsichtlich der vielbehaupteten, aber sehr wenig nachgewiesenen Bevorzugungen, deren angeblich die Träger adlicher Namen sich zu erfreuen haben. Außer den Sonderrechten der Standesherrn, die auf internationalen Verträgen beruhen und also ohne grobe Rechtsverletzung gar nicht zu beseitigen sind, giebt es unsers Wissens auf diesem Gebiete nichts Reelles als die Mitgliedschaft beim preußischen Herrenhause, die einer Anzahl von adlichen gutherrlichen Familien theils als solchen, theils als Besitzern gewisser großer Herrschaften eingeräumt worden ist, und die Bevorzugung beim diplomatischen und beim Hofdienst. Die Herrenhausmitgliedschaft stellt allerdings ein politisches Vorrecht dar, welches unter Umständen von nicht geringem Gewichte sein kann, und gegen welches theoretische und praktische Bedenken in Menge vorzubringen sein mögen. Jedenfalls aber ist dieses Verhältnis bis auf weiteres Rechtens, und daß sich nichts zu seiner Rechtfertigung vorbringen ließe, kann man am Ende nicht sagen; wenn irgend jemand, so ist doch sicherlich der Träger einer seit Jahrhunderten auf einem herrschaftlichen Gute angelesenen und mit der Geschichte des betreffenden Landstriches eng versflochtenen Familie an dem bleibenden Gedeihen dieses Landstriches interessirt, und wenn man schon einmal den romantischen Gedanken verwirklichen wollte, den alten historischen Familien einen verfassungsrechtlichen Einfluß auf die Verhältnisse des Staates zu gewähren, so mußte man nehmen, was da war. Auch kann man zwar den Geist, in dem dieses Recht ausgeübt wurde, unzeitgemäß und nicht selten auch kleinlich und einseitig nennen, aber daß diese Familien wahre Herde patriotischer, staatsreuer, von einem patriarchalischen Standpunkte aus auch sittlich hochachtbarer Gesinnung sind, wert der von ihnen geführten, von der brandenburgisch-preußischen Geschichte doch nun einmal nicht zu trennenden Namen, das sollte man doch billigerweise ebenso wenig vergessen wie den Umstand, daß die geschichtliche Entwicklung bis jetzt der Haltung des Herrenhauses eher als der zuweilen vom Abgeordnetenhause eingenommenen das Placet erteilt hat. Diäten beziehen die Herrenhausmitglieder nicht, und doch sind mit der Ausübung ihrer gesetzgeberischen Befugnisse manche Kosten verbunden — sie haben also diese Befugnisse nicht „umsonst“; allerdings sind ja diese Herren, wie überhaupt die Fideikommißinhaber, durchgehends in glänzender Lage (man wird sagen dürfen, daß sie den überwiegenden Teil der Landwirte bilden, welche unter der „Not der Zeit“ nicht schwer zu leiden haben), aber manche werden durch diese und andre „Ehrenaussgaben“ doch härter gedrückt, als ihnen lieb ist. Von der Bevorzugung im diplomatischen Dienste läßt sich ähnliches in noch viel höherem Maße sagen; nach der pekuniären Seite hin stellt sie thatsächlich ein Recht dar, sich für den Staat ruiniren zu dürfen. Nun, und daß der diplomatische Dienst schlecht

besorgt worden wäre, kann man doch ebensowenig sagen, als daß unser Offizierkorps nichts tauge! Noch mehr: wer will behaupten, daß Erziehung, Stand und Familie unsrer jungen Diplomaten für ihren Beruf oder für ihre besondere Befähigung dazu gleichgiltig seien? Gerade hier ist doch jene gesellschaftliche Sicherheit, jene volle Beherrschung der Formen, wie sie nur der besten Gesellschaft eigen sind, von der höchsten Wichtigkeit; und wer wird im Ernste in Abrede stellen wollen, daß diese Eigenschaften bis zu einem gewissen Grade erblich sein können, und daß die Glieder unsrer alten, landsässigen Adelsfamilien sie zum Teil in seltener Vollkommenheit besitzen? Hier ist also die einfache Wahrheit die, daß allerdings eine Bevorzugung vorliegt, daß sie aber durch eine natürliche Beschaffenheit, ja vielfach auch durch eine entsprechende Begabung gerechtfertigt, und durch Einkommenszuschüsse, welche außer unsern Magnaten doch nur wenige Leute zu leisten vermögen, gleichsam erkaufte wird. Der Hofdienst ist allerdings einträglicher; dafür tritt aber hier die Unerläßlichkeit feinsten Formen und, sofern wir denn doch noch immer eine erbliche Monarchie haben, die Rücksicht auf vornehme Geburt noch mehr in den Vordergrund. Wer ernstlich die Monarchie will, der kann und darf ihr auch diesen Schmuck der durch Träger adlicher Namen bekleideten Hofämter nicht nehmen. Daß im Offizierstande der Adel bevorzugt werde, ist oft behauptet, aber nie bewiesen worden; wahr ist nur, daß die Offizierkorps eher geneigt sind, Leute in ihre Reihen aufzunehmen, deren Vater und Großvater und vielleicht noch zahlreiche andre Verwandte gleichfalls, vielleicht in demselben Regimente, Offiziere gewesen sind, und daß diese Korps sich hierzu durch die erfahrungsmäßige Wahrnehmung für berechtigt halten, bei diesen Leuten sei eine überwiegend große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie gute Durchschnittsoffiziere abgeben werden. Es mag ja auch andre, an und für sich berechnigte Standpunkte geben; aber so lange wir mit unserm Offizierkorps da, wo es darauf ankommt, so gute Erfahrungen machen, so lange sollte man es doch nicht allzu sehr tadeln, wenn eine ganz bestimmte Richtung dahin geht, Art und Geist desselben so zu erhalten, wie sie einmal sind. Man gestatte uns hierüber ein Gleichniß. Als auf ein Beispiel jener geheimnisvollen Zusammenhänge, die im tierischen Organismus vorhanden zu sein scheinen, ist mehrfach auf die eigentümliche Erscheinung aufmerksam gemacht worden, daß alle weißen Katzen mit blauen Augen taub sind. Es mag an unserm Offizierkorps manches besser und schöner sein können, als es ist. Aber wer verbürgt uns, daß nicht bei Durchführung einer solchen Verbesserung sich auf einmal herausstellen könnte, nunmehr sei die Raze allerdings wunderschön weiß und blauäugig, zugleich aber leider — taub geworden?

Hiermit ist unsers Wissens die Reihe der Bevorzugungen erschöpft, von denen wohl gesprochen worden ist. Man kann hier nicht gerade sagen, daß es sich um bloße „Vorwände“ handle, denn schließlich ist die Thatfache stattfindender

Bevorzugungen und Vorrechte nicht in Abrede zu stellen; aber das wird doch wohl anerkannt werden müssen, daß dies alles keine Dinge sind, die jeder innern Berechtigung entbehren, sondern daß eine ruhige, sachgemäße Besprechung den Tadel auch da, wo er begründet sein kann, seiner Schärfe und Spitzen berauben würde. Von alledem, was sich dem Großgrundbesitze (und besonders dem landfässigen Adel, dem sogenannten Junkertum) zum Vorwurf machen läßt, bleibt also recht wenig übrig. Woher kommt es nun, daß gegen dieses Junkertum mit so maßloser und vielfach ungerechter Erbitterung angekämpft wird, und daß es eine Zeit gab, wo es als selbstverständlich galt, der „Junker“ müsse als der geschworne Feind aller modernen Kultur oder gar, wie Gambetta vom Klerikalismus sagte, als „der Feind“ schlechthin betrachtet werden? wo der ebenso einfältige wie eingebilddete, dabei sittenlose, rohe und jeder Schandthat fähige Junker eine stehende Figur in Kolportageromanen u. dergl. bildete, und jedes „liberale“ Winkelblättchen einen ganzen Berg von Gründen zu sagen glaubte, sobald es nur das Wort „Junker“ in seine Spalten schmierte? Nun, seien wir billig: zum großen Teile war dies ein sehr natürlicher Bestandteil jenes Gemisches von importirtem, halbverstandnem Liberalismus, instinktmäßigem Bewußtsein von der Unhaltbarkeit der politischen Zustände, Haß gegen eine rüde, verständnislose Polizei und gegen ein für ziemlich unnütz gehaltenes Militärwesen, Ansätze zu politischem, sozialem und religiösem Radikalismus und ähnlichen Bestandteilen, welches Gemisch noch in den fünfziger Jahren in unserm öffentlichen Leben eine so große Rolle spielte. Man muß sogar anerkennen, daß der Gegensatz gegen den adlichen Offizier und den alle öffentlichen Stellungen begehrenden Gutsherrenstand noch zu den begreiflichsten und verhältnismäßig wohlbegründetsten Teilen jener haßvollen, mehr auf Zerstörung als auf Neuaufbau gerichteten Strömung gehörte. Besonders die unklaren, aber umso glühenderen Verfechter des grundsätzlichen Liberalismus mochten mit verhältnismäßig gutem Rechte einen grimmigen Haß auf dieses Junkertum, welches allen reaktionären Neigungen der Regierung seine Unterstützung lieh und sie dadurch in ihrer der nationalen und freiheitlichen Sache feindlichen Haltung bestärkte, geworfen haben, und man kann es wohl verstehen, daß selbst ein so harmloses Dichtergemüt wie Theodor Storm sich damals zu der Versicherung hinreißen ließ, dieses Junkertum bilde nur die „Tropfen Gift, die uns im Blute gähren,“ und „es gehe mit dem Pöbel zwar, doch niemals mit dem Volke.“ Das konnte man sagen von einem Stande, welcher uns nicht nur einen Bismarck und einen Stein, sondern auch die Brüder Humboldt und so viele andre Namen ersten Ranges gegeben hat, und welcher denn doch immer noch den Kern der Männer liefert, die unsre Heere von Sieg zu Sieg geführt haben!

Nun, jene Zeit ist vorüber; Begriffe und politische Bestrebungen haben sich geklärt, und unser politisches Leben rechnet heute als mit einem seiner haupt-

sächlichsten Faktoren mit einer Partei, in welcher das „Sunkertum“ einen großen Teil der leitenden Personen und der geistigen Kräfte sowie der Einflüsse auf die Wähler stellt. Damit ist nun wiederum zur Genüge erklärt, daß und warum von seiten gewisser Parteien so eifrig wie nur je auf die „Sunker“ losgehacht wird; von der so lange und von so vielen Seiten her gepflegten Gehässigkeit gegen die Sunker ist doch noch immer so viel übrig geblieben, daß man sich hier noch auf lange hinaus im Besitze eines wirksamen Schlagwortes befindet, mittels dessen eine starke gegnerische Partei mindestens öffentlich herabgesetzt werden kann, wenn es auch im Kampfe selbst ziemlich nutzlos ist. Nun ist aber neuerdings noch ein Punkt hinzugekommen, welcher in den Reihen des politischen Radikalismus und des Freihändlertums eine wahre Siedehitze des Ingrimmes über die Sunker hervorgebracht hat. Alle landwirtschaftlichen Interessen sind dieser Partei im Grunde nicht sympathisch; wenn sie aber heute gar zusammengefaßt und planmäßig geleitet werden, und wenn die große Masse der deutschen Landwirte anfängt, sich in diesem Sinne an einer jedenfalls gegenfreihändlerischen und dabei auf Bewahrung des landwirtschaftlichen Besitzstandes gerichteten Bewegung zu beteiligen, so muß dies eine mit einer gewissen Verzweiflung verbundene Erbitterung hervorrufen, weil keine einflußreiche Klasse von Leuten so sehr ihrer ganzen Natur nach zum Konservatismus hinneigt wie diese ländlichen Besitzer. Fast war es gelungen, diese Klasse in den Bann des politischen Parteilebens hineinzubringen und ihr das Bewußtsein ihrer landwirtschaftlichen Sonderinteressen zu rauben. Da kommt auf einmal diese verruchte agrarische Bewegung, macht die Landwirte dem radikalen Heerbanne abtrünnig und erweckt in ihnen den ganzen Kreis mühsam unterdrückter Standesansichten und Standesinteressen von neuem. Und wer ist es, der die agrarische Bewegung hervorgerufen, hartnäckig an ihr festgehalten, ihr schließlich Geltung im Staatsleben und ein ansehnliches Maß von Berücksichtigung erkämpft, und sich damit nun an die Spitze des ganzen Standes der Landwirte gestellt hat? Immer wieder der „Sunker“! Ist es da zu verwundern, wenn neuerdings der Ansturm gegen Sunker und Sunkertum ärger denn je geworden ist?

Die moderne, auf freie Bewegung in geistiger und in materieller Hinsicht begründete Weltanschauung dürfte im wesentlichen das Feld behaupten; sie wird vielleicht manche sozialistischen oder staatssozialistischen, vielleicht auch im Richard Rothschens Sinne religiösen, vielleicht auch noch andre Ideen in sich aufnehmen müssen, aber daß es der alten Anschauung in der Form, wie sie sich bei unsern Großgrundbesitzern findet, gelingen werde, in dieser künftigen neuen Anschauung sich einen breiten Raum zu erhalten oder gar sich eine eigne selbstständige Zukunft zu erobern, das glauben wir nicht. Aber die Zeit dieser alten Anschauung ist noch nicht vorüber; sie hat sich noch auszuleben und unserm Staats- und Volksleben manches mitzuteilen, was sie besitzt. In der jetzigen Periode des Kampfes sind ihr und ihren Trägern, wie dies natürlich ist, manche Vorwürfe

zu machen; aber man wisse diese Vorwürfe zu unterscheiden von den Vorwänden, deren sich der erbitterte Parteigeist zu einer nicht immer loyalen Bekämpfung bedient.



Die Dubar-Sage und der feilschriftliche Sintflutbericht.

Von Georg Hoffmann.

1.



Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Auffindungen sowohl wie das der Erfindungen. Die Erfindungen sind die Erfolge der Wissenschaft von der Natur und ihren Kräften; an dem Material der Auffindungen üben die Sprachforschung, die Archäologie und die Geschichte ihre Kraft. Indes ein totes Metall, in zahllosen Drähten den Erdball umspannend, gezwungen wird, den Austausch heutiger Gedanken in lebenden Sprachen zu vermitteln, beginnen die Steine und Papyrus eine Sprache zu reden, die, wenn auch von keines Volkes Munde mehr gesprochen, doch, durch des Forschers mühselige Arbeit enträtselt, uns Kunde giebt von dem, was vor Jahrtausenden war.

Zu den anziehendsten Kulturländern, deren Geschichte und Charakter allmählich aufzuklären sich die Wissenschaft unsers Jahrhunderts mit eisernem Fleiße bemüht, gehört die einst von Fruchtbarkeit strogende, heute durch den vernichtenden Einfluß des barbarischen Islams verödete Ebene zwischen Euphrat und Tigris. Wir wissen längst, daß dort im Unterlande der Zwillungsströme in uralter Zeit ein blühendes Kulturvolk gewohnt hat, dem die Nationen des Altertums mittelbar oder unmittelbar ein gutes Teil ihrer Bildung verdanken; aber was uns darüber die Bibel und die Werke der Griechen melden, ist dunkel, lücken- und sagenhaft. Kein Wunder. Stammt doch die uns vorliegende Redaktion des Alten Testaments aus einer Zeit, wo jene Völker von Sumer und Akkad bereits unter dem Schutt eines Jahrtausends begraben lagen, und versucht sie es doch nicht, den Schleier von alldem hinweg zu nehmen, was nicht ihrer judaistisch-exklusiven Tendenz dienstbar ist. Und Herodot? So bieder und ehrlich sein Streben ist, so viel wir ihm zu verdanken haben: hier begnügt er sich doch mit seinen Erfahrungen vom Hörensagen und erzählt uns mit unglaublicher Naivität die wundersamsten Märchen. Selbst die in den Schriften